

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

290 (13.12.1932) Unterhaltung und Wissen

Winterehaltung und Wissen

Das Versäumnis Von Gramen

Sergej Dimitritsch Arjuchow hatte einen Hausen Geldhüte zu erledigen. Zwar waren es lauter persönliche Angelegenheiten, doch immerhin wichtige und unaufschiebbare. Der Genosse Sergej Dimitritsch Arjuchow überlegte, seufzte und lächelte einen Entschluß. „Als, Madame Arjuchow“, sagte er zu seiner Frau, „es ist abgemacht. Ich gehe heute nicht in die Fabrik. Wenn es schon eine Versäumnis wird, so soll es eine vollständige werden. Hol's der Teufel! Ich muß endlich meine Angelegenheiten ordnen.“

„Hätte es nicht noch Zeit damit?“ fragte schüchtern Frau Arjuchow.
„Wie lange soll ich sie denn noch hinausziehen? Die Arbeitertribüne läuft morgen ab. Ich habe keine Zeit, ohne Mantel und Hölse zu bleiben. Das wäre das eine. Meine Schürze läßt mir seit zwei Wochen keine Ruhe, und doch komme ich nicht dazu, in die Ambulanz zu gehen. Das wäre das andere. Drittens muß ich mir von der Versicherungsfalle eine Brille verschreiben lassen — die Augen tränen mir immerzu. Viertens habe ich bei der Zeitung das Honorar für meine beiden Arbeiterberichte einzufordern. Dabei will ich auch gleich Schlange ziehen nach Gummischuhen. Das wäre das fünfte. Zwar ginge es wohl noch eine Zeitlang ohne Gummischuhe, aber, wie gesagt, ich will schon alles auf einmal erledigen. Wird's schon eine Versäumnis, so soll es eben eine Versäumnis, so soll es eben eine vollständige sein.“

„Mußt du denn alles auf einmal erledigen? Bleibe dich nicht ein Teil zurückstellen?“ fragte Frau Arjuchow mit bedrückter und wehleidiger Stimme. Arjuchow schüttelte energisch den Kopf. „D nein, nichts da. Ich gehe auf's Ganze aus. Ich will's halt hinter mir haben.“

„Aber du wirst für eine so große Versäumnis aus dem Dienst entlassen.“

„Nun, so werde ich eben entlassen und fuche mir eine andere Stelle. Was habe ich denn davon, wenn ich meine Angelegenheiten auf zwei Male verteile! Dann werde ich ja zweimal arbeitslos. Nein, nein, laßt gut sein! Ich mach's halt auf einmal ab.“

Hinter dem Vorhang begannen die Kinder laut und eindringlich zu heulen. Frau Arjuchow verzog den Mund und brach in lautes Jamern aus: „Oh, was hab' ich doch für ein elendes Leben! Oh, was hab' ich doch für einen elenden Mann! Was soll das werden ohne dich! Was soll ich anfangen ohne Mann? Ach, Serjohin, teurer Serjohin, warum mußt du uns verlassen?“ Genosse Sergej Dimitritsch Arjuchow gerührte eine Träne und sagte streng und belehrend: „Hör mal, nimm dich zusammen! Tu nicht gleich so, als ob es eine Trennung für ewig wäre! Ich komme doch wieder. Still da, ihr Kinder; ich bin 6 o wieder bei euch. — Ich habe gestern eine Vollmacht ausgefüllt, fuhr er zu seiner Frau gewandt, fort. „Die lautet auf Geld für einen ungenutzten Urlaub. Hier halt du sie. Lea lie im Büro dem Bochom vor, dann bekommst du Geld ausgezahlt. Der Ausgangstag ist nicht mit eingerechnet, weil ich für Schwämmen entlassen werde. So sieht es im Vertrag. Nun ich wohl, also... Da, noch eins, vergiß nicht, den Rest zu impfen zu lassen, und wegen der Patafala verlaß' mal nach einem Monat wieder den Kindergarten zu übrumpeln; vielleicht wird sie doch noch aufgenommen. Nun bleibst schon gesund!“

Frau Arjuchowa meinte sich aus, kniff die Lippen ein und machte sich ans Aufräumen der Wohnung. Die Kinder schluchzten noch ein Weile. Dann beruhigten sie sich. Kestja, der Älteste, sagte: „Mutter, hörst du, Mutter! Kommt der Vater wirklich nach einem Monat wieder?“

„Wo denkst du hin, nach einem Monat schon!“ sagte Frau Arjuchow wehmütig. Ehe er die Arbeitertribüne erledigt, wird geraume Zeit vergehen. Dann tagelang Anfehen in der Ambulanz, Tage hindurch Schlange stehen vor dem Gummitruß, dazu noch wegen der Brille bei der Krankenkasse. Ne, ne, um alles das zu erledigen, reicht ein Monat bei weitem nicht aus.“ Und laut

überlegte sie bei sich: „Es ist ja auch überflüssig, während seiner Abwesenheit zwei Zimmer zu bewohnen. Wir können uns gut mit einem behelfen. Ich fuche mir eben einen Mieter fürs andere. Schlecht und recht kann ich 30 Rubel dafür mit Verpflegung nehmen. Das ist schon ein ganzes Stück Geld.“ Sie holte einen Bogen weißes Papier, tauchte ein Streichholz ins Tintenfaß und malte mit großen Buchstaben auf das weiße Blatt: „An zeitweiligen Mieter ein Zimmer mit Verpflegung zu vermieten.“ Dann dachte sie einen Augenblick in sich hinein, seufzte auf, durchstrich unfeinerlich die das Wort „zeitweilig“ und schrieb darüber: „an folgend.“

„Wenn auch Bogeler in der Vorkriegszeit durch die Begründung einer Werkstatt für Wohnungsbau und als Kunstgewerber weitreichenden praktischen Einfluß ausübte, so stand er als Mensch den realen Lebensverhältnissen doch vollkommen fremd gegenüber. Schwere familiäre Schwierigkeiten rüttelten ihn ständig auf diesem unheimlich schmalen Boden. Am 12. April 1917, als er sich zum Kriegsdienst gemeldet hatte, wurde er als Soldat in die Front geschickt. Er kämpfte in den Kriegsjahren, er schrieb einen Brief an den Kaiser, erzählt das Märchen vom lieben Gott, der auf dem Potsdamer Platz in Berlin seine zehn Gebote verteilt und deshalb festgenommen wird, und protestiert gegen den Brest-Litovsker Gewaltfrieden. Schließlich kommt er nach Bremen in eine Beobachtungsstelle für Geistesranke. Als er dort nach Kriegsende entlassen wird, wird er ganz zum Gegenteil dessen, was er früher war. Er bekennt sich zum Kommunismus und schreibt und spricht von einer Ausbeuterklasse, ohne sich über die tieferen materiellen Ursachen klar zu sein. In Worspode überläßt er seine Besichtigung Bar a n-

hof einer kommunistischen Kinder-
leidung und verliert patetisch jeden und ganz besonders die Künstler, die sich nicht gleich ihm zum Bolschewismus bekennen. Er selbst hat als Künstler fast jeden Boden unter den Füßen verloren. Während der epiflorischen Zeit verlor er sich in wilden Ausdrucksformen, deren Kennzeichen heute schon weiter nichts als eine maßlose Beere ist, und denen gegenüber seine einstigen, mitunter gewiß blästlichen und abseits vom Leben entstandenen Arbeiten wie Kunstwerke einer blutvollen Persönlichkeit wirken. In den letzten Jahren schließlich war er darum demütigt, als Maler und Zeichner möglichst einfach und allgemeinverständlich zu wirken, außerhalb aller auch künstlerischen Gesichtspunkte. Eine solche Ausdrucksform aber hat man aber man hat sie nicht; erzwingen läßt sie sich nicht. Bei Bogeler wirkt sie meistens erzwungen. Manches erschließt sich ihm noch als ausgesprochen verlogen. Nur eigentlich in den Situationsstücken zu seinem Buche „Kunstlandreise“, das selbst durch etliche, auch vom kommunistischen Standpunkte aus gar nicht angebrachte Ueberschwenglichkeiten den untrübsinnigen Sinn des Verfassers verrät, kommt wenigstens eine gewisse Charakterprägung zum Vorschein.“

Das Leben und Wirken des jetzt sechzigjährigen Heinrich Bogeler ist eins der tragischsten künstlerisch-schicksale unserer Zeit. Ein wahrhaft begabter Künstler, aber ein mit nebulösen Vorstellungen einer Weltverbesserung behafteter Mensch schlägt sich zu einer politischen Partei, die ihn vorläufig noch als behagliches Paradies mit schleppet. Man nimmt ihn natürlich nicht ernst; er aber bemüht sich, unter vollständiger Aufgabe seines künstlerischen Selbstbewußtseins seiner sogenannten Idee zu dienen, um morgen als unbrauchbarer und unwichtiger Handlanger abgehoben zu werden. O. B.

Vom Biedermeier zum Bolschewisten Zum 60. Geburtstag des Malers Heinrich Vogeler am 12. Dez.

Wenn auch Bogeler in der Vorkriegszeit durch die Begründung einer Werkstatt für Wohnungsbau und als Kunstgewerber weitreichenden praktischen Einfluß ausübte, so stand er als Mensch den realen Lebensverhältnissen doch vollkommen fremd gegenüber. Schwere familiäre Schwierigkeiten rüttelten ihn ständig auf diesem unheimlich schmalen Boden. Am 12. April 1917, als er sich zum Kriegsdienst gemeldet hatte, wurde er als Soldat in die Front geschickt. Er kämpfte in den Kriegsjahren, er schrieb einen Brief an den Kaiser, erzählt das Märchen vom lieben Gott, der auf dem Potsdamer Platz in Berlin seine zehn Gebote verteilt und deshalb festgenommen wird, und protestiert gegen den Brest-Litovsker Gewaltfrieden. Schließlich kommt er nach Bremen in eine Beobachtungsstelle für Geistesranke. Als er dort nach Kriegsende entlassen wird, wird er ganz zum Gegenteil dessen, was er früher war. Er bekennt sich zum Kommunismus und schreibt und spricht von einer Ausbeuterklasse, ohne sich über die tieferen materiellen Ursachen klar zu sein. In Worspode überläßt er seine Besichtigung Bar a n-

„Teufel noch mal!“ hätte Harold gefagt, wenn er überhaupt gewohnt gewesen wäre, vom Teufel zu sprechen. So aber legte er nur ärgerlich die Feder beiseite und bahnte sich den Weg zwischen den Schreibtischen hindurch bis vor die Kasse. Ganz hinten in der Reihe der sich herandrängenden Kunden stand ein großer Mann. Ein großer Mann, herrlich gekleidet, mit breiten viereckigen Schultern und einer entschiedenen autoritativen Miene — ein Mann, auf den das Wort „Solbat“ von oben bis unten geschrieben war. Harold blickte ihn fragend an.
„Herr Aldridge?“ fragte er.
„Ja“, sagte Harold.
„Ja muß Sie privat sprechen, wenn Sie erlauben.“
Das war nicht so leicht in der Bank.
„Das können Sie leider nur hier, wenn Sie mich überhaupt sprechen wollen“, sagte Harold. „Ich wüßte nicht, wohin ich Sie sonst führen sollte.“
„Aber“, sagte der Fremde, „aber — 'ier is meine Garte.“
Er überreichte Harold ein riesiges Stück Karton. Es war ein prächtiges Ding, goldgerändert und mit einer goldenen Krone, und darauf stand:
M. le Comte de Jarzentowski.
„Ja sein Marschall und Obersthofmeister von Seine Majestät, König der Hunnen“, sagte Graf Jarzentowski mit leiser Stimme. „Ich muß sprechen mit Sie.“
„Dann kommen Sie bitte hierher“, sagte Harold, und sie zogen sich in die von der Tür und der Kasse am weitesten entfernte Ecke zurück. Harold wies auf einen Sitz — auf eine jener schabigen und abgesehen unbehaglichen Mahagonibänke, wie alle Banken sie aufstellen — wahrscheinlich, um den Kunden das Sitzen abzugewöhnen. Aber Jarzentowski wollte sich nicht setzen. Er

Spinnstuben

Das Spinnen gehört zu den ältesten Frauenbeschäftigungen. Schon griechische Vasenbilder zeigen Frauen mit dem Rad und der Spindel, und nach der griechischen Sage soll die Göttin der Weisheit selbst, Athene, das Spinnen erfunden haben. Aber das treibbare Rad wurde von einem Deutschen, Johann Jürgen aus Watenbüttel bei Braunschweig, im Jahre 1530 erfunden. Die Spinnmaschinen wurden von Engländern erfunden und vervollkommen im 18. Jahrhundert. Da wurde im Jahre 1743 eine Spinnmaschine, die 250 Spindeln hatte, durch Höl betrieben. Die Spinnstube, auch „Lichtstube“ genannt, ist aber vor allem eine winterliche Dorfstube, die der Pflege der Geselligkeit dient. Man hat auch in deutschen Häusern das Spinnen mit göttlichen Personen in Verbindung gebracht, denn ein altes deutsches Volkslied erzählt, daß Maria spinn und Jesus hapselte. Aber sehr heilig scheint es nicht immer in den Spinnstuben hergegangen zu sein, in denen sich die Burchen des Dorfs mit den Rädelstrafen. In einer ganzen Zahl von deutschen Ländern wurden Polizeiverordnungen erlassen zur Regelung der Zeit und Dauer des Besammelens in den Spinnstuben, und im Jahre 1726 wurden sie in Kurhessen ganz verboten. Meist ging die Zusammenkunft in der Spinnstube in den verschiedenen Häusern des Dorfes reibum; selten beschränkte man sich auf eine Stelle. Die Spinnstuben gaben auch manchmal Anlaß zur Betonung von Landesunterschieden. Im Fürstentum Waldeck hießen die Bauerntöchter, die als die Barmherzigen galten, eine besondere Spinnstube ab. An anderen Orten schloß man die „nicht ehrbaren Mädchen“, die ein Kind hatten, von der Teilnahme an der Spinnstube aus.

Sehr lustig ist es, daß auch an manchen Orten zu junge Burschen nicht zugelassen wurden. Im Regierungsbezirk Stade steckte man diese, wenn sie sich in die Spinnstube wagten, in einen Sack und ließ sie darin, bis sie verpröckten, nicht wieder zu kommen. In der Gegend von Göttingen wieder herrschte ein anderer sehr scherzhafter Brauch; man steckte in der Neujahrsnacht ein Mädchen in einen mit Rissen ausgestopften Kettel und trug sie als „Stoppgans“ in eine andere Spinnstube. In der Neujahrsnacht und in der Zeit der 12 Nächte wurden in der Spinnstube überhaupt allerlei festliche Veranstaltungen in den verschiedenen Gegenden Deutschlands getroffen. In manchen Orten war sie auch ein Ausgang für Fastnachtscherze. In Südhannover und Braunschweig wurde der 24. Februar festlich begangen. Es wurde Blei gegossen und bei Northem brachten die Burchen einen Gänserich mit, dem ein Strumpf über den Kopf gezogen und eine Brille aufgesetzt wurde. Wer das Tier dann berührte, der sollte noch im gleichen Jahr heiraten. Immer war die Spinnstube ein Heim der Geselligkeit, wo man sich alte Sagen erzählte und alte Volkslieder sang. So haben sie eine große kulturhistorische Bedeutung für die Forscher auf diesem Gebiet erlangt. An manchen Orten, so in Sachsen-Meiningen, nannte man sogar die Volkslieder „Spinnlieder“. Zum Schluß sei noch ein Burchenlied aus dem Vogtland genannt, den der Burche vor der Tür zur Spinnstube sang:
„Dreimal rum hinterm Haus,
Mahl, bist drinne?
Lang mer dein Raden raus,
Ich will der helfen spinne!“

Die verheißene Woche ROMAN VON C. F. FORESTER

Deutsche Rechte Th. Knauer Nachf. Verlag, Berlin

(48. Fortsetzung.)
Ich schide die Briefe an die Privatadresse Eurer Vordchaft und nicht in das Ministerium des Reiches, weil sie so wohl am ehesten nicht in die unrechten Hände gelangen. Ich hoffe, daß Euer Vordchaft diese meine Handlungsweise billigen, und verteile.

Eurer Vordchaft ergebenster Diener
Harold N. Aldridge.

Man darf nicht denken, daß Harold sich einfach hinsetzte und diesen Brief schrieb; weit gefehlt, das war eine bedeutend kompliziertere Angelegenheit, er fauchte ununterbrochen an seiner Feder, grübelte über das richtige Wort nach und blätterte wiederholt im Whittaker und den anderen Büchern — selbstverständlich auch in den Lexika. Als er aber endlich fertig war und eine schöne Kopie geschrieben hatte, war er recht zufrieden. Er verzögerte das Konzept sorgfältig in hundert winzige Stücken, die er in nicht weniger als drei Papierkörben verteilte.

Nachdem er all dies zu seiner Zufriedenheit erledigt hatte, ging Harold wieder zu Herrn Knott, dem Kassierer. Er nahm ein Formular, füllte es aus und überreichte es ihm.

„Gott steh mir bei“, sagte Herr Knott, „Sie wollen doch nicht im Ernst behaupten, daß Sie Ihr albernem Paket wieder abholen. Es ist doch erst zwei Tage her, seit Sie es brachten.“

„Doch, ich brauche es“, sagte Harold. „Da bleib Knott nichts übrig, als einige Schnalzlauten mit der Zunge hervorzubringen. Denn wenn er auch, was den Dienst

betraf, unendlich hoch über Harold stand, so hatte er, sobald Harold in der Rolle eines Klienten der Bank auftrat, nur zu gehorchen.

„Ma ja, dann müssen Sie es eben bekommen, hol Sie der Teufel!“ sagte Knott. „William, kommen Sie her!“

Und wieder holte er den Diener der Abteilung, wieder ging er zum Direktor, wieder stieg er unwillig mit seinen Schlüssel die Treppe hinunter. Fünf Minuten später steckte Harold seinen eigenen und König Raphaels Briefe schön ordentlich in einen großen Briefumschlag, und zwei Minuten darauf befand er sich auf dem nächsten Postamt, wo er eine Bestätigung in Empfang nahm.
Harold kam so leichtem Herzens, wie er es sonst gar nicht gewohnt war, an seinen Schreibtisch zurück. Er war von seiner Last befreit; er hatte das Richtige getan. Dessen war er sicher. Und es würde ihm endlich wieder möglich sein, ein ordentliches und nüchternes Leben zu führen, ein Leben, ohne zu kämpfen und hupp genommen zu werden. Es würde ihm möglich sein, den geraden und anständigen Lebensweg zu gehen, der ihm nun einmal am liebsten war. Er fühlte sich so erleichtert, daß er die letzten Rückstände in den Einlagebüchern mit einer Fingerring und Geschäftlichkeit aufarbeitete. daß es auslah, als würde er bis zum Abend vollständig fertig werden. In zwei bis drei Stunden würden König Raphaels Briefe in den Händen des Ministers des Reiches sein; und nun befanden sie sich in den nicht weniger sicheren Händen des Generalpostmeisters. Harold war frei.

William, der Bankdiener, stand plötzlich neben ihm.
„Ein Herr wünscht Sie zu sprechen“, sagte er. „Wer denn?“ fragte Harold.
„Das weiß ich nicht, Herr Aldridge. Er sagte keinen Namen, aber er sieht sehr fein aus, ein bißchen wie ein Ausländer.“

„Teufel noch mal!“ hätte Harold gefagt, wenn er überhaupt gewohnt gewesen wäre, vom Teufel zu sprechen. So aber legte er nur ärgerlich die Feder beiseite und bahnte sich den Weg zwischen den Schreibtischen hindurch bis vor die Kasse. Ganz hinten in der Reihe der sich herandrängenden Kunden stand ein großer Mann. Ein großer Mann, herrlich gekleidet, mit breiten viereckigen Schultern und einer entschiedenen autoritativen Miene — ein Mann, auf den das Wort „Solbat“ von oben bis unten geschrieben war. Harold blickte ihn fragend an.
„Herr Aldridge?“ fragte er.
„Ja“, sagte Harold.
„Ja muß Sie privat sprechen, wenn Sie erlauben.“

Das war nicht so leicht in der Bank.
„Das können Sie leider nur hier, wenn Sie mich überhaupt sprechen wollen“, sagte Harold. „Ich wüßte nicht, wohin ich Sie sonst führen sollte.“

„Aber“, sagte der Fremde, „aber — 'ier is meine Garte.“
Er überreichte Harold ein riesiges Stück Karton. Es war ein prächtiges Ding, goldgerändert und mit einer goldenen Krone, und darauf stand:
M. le Comte de Jarzentowski.

„Ja sein Marschall und Obersthofmeister von Seine Majestät, König der Hunnen“, sagte Graf Jarzentowski mit leiser Stimme. „Ich muß sprechen mit Sie.“

„Dann kommen Sie bitte hierher“, sagte Harold, und sie zogen sich in die von der Tür und der Kasse am weitesten entfernte Ecke zurück. Harold wies auf einen Sitz — auf eine jener schabigen und abgesehen unbehaglichen Mahagonibänke, wie alle Banken sie aufstellen — wahrscheinlich, um den Kunden das Sitzen abzugewöhnen. Aber Jarzentowski wollte sich nicht setzen. Er

zappelte ungeduldig hin und her und war allem Anschein nach in größter Aufregung. Er streckte eine riesige behaarte Tasse aus und packte Harold vorn bei seinem Rad.
„Sie 'aben Briefe von meine gönigliche 'Err. Nit wahr?“
„Hm — na“, sagte Harold.
„Seine Majestät will sie zurüd. Ich will taufen sie.“
„Ja — aber“, sagte Harold.
„Ja kann Sie geben eine Banktsche, diese Minute“, sagte Jarzentowski und züchte dann, indem er Harold sein Gesicht näherte: „Dreißig Tausend Buid.“
Harold veruchte sich loszumachen. „Ich will nicht Ihre dreißigen dreißigtausend Pfund“, erklärte er, ich —
„Wollen Sie mehr?“ fragte Jarzentowski. „Mehr? Wir nit können. Wir 'aben kein Geld.“
Nein, Jarzentowski war bestimmt kein Diplomat — er war allzu rasch bereit, seine Karten auf den Tisch zu legen.
„Wir 'aben keine Geld“, wiederholte Jarzentowski. „Aber nit mehr. Aber alles andere gönnen Sie 'aben. Sie gönnen Graf werden oder Prinz, Feldmarschall oder auch Boiwode, wenn Sie wünschen. Seine Majestät gibt Sie Blaz an Seine Hof. Wollen Sie sein Bischof oder Patriart von die griekische Kirke? Sie gönnen alles, was Sie wollen. So ein Gelegenheit 'aben Sie nur einmal in Leben — Sie gönnen werden die größte Mann auf Balkan.“
Harold wurde sich sogar in diesem spannenden Augenblick bemüht, wie komisch die Situation war. Ein sonderbares Gefühl in der sachlich strengen West Central Abte lung der National County Bank zu stehen während ein aufgeregter Obersthofmeister einem ein Vermögen, einen Bischofsstuh ein Feldmarschalleutnantstab in einer Atem anbietet. (Fortsetzung folgt.)